

Reinhold Waltermann

Einige Gedanken zu Schwerpunkten meiner Arbeit als Gemeindepfarrer

1. Was mir vor 8 Jahren bei Übernahme der Gemeinde zunächst schmeichelte, wurde mir sehr bald zur bedrückenden Last: die hohen Erwartungen, die sich von seiten verschiedenster Gruppierungen und Einzelpersonen in der Gemeinde auf mich als Pfarrer richteten – und zum Teil noch richten. Wo sollte der Pfarrer nicht alles sein, wo wurde seine Gegenwart nicht überall erwartet, was sollte er nicht alles leisten! Das Gefühl, wichtig zu sein, wich bald einer gereizten Überforderung. Unsere herkömmlichen Gemeinden sind in einem hohen Maße „Pfarrerfixiert“, wohl die Folge eines langjährigen Stils unserer klerikalen Versorgungs-Pastoral. Je aktiver, aufgeschlossener, „rühriger“ der Pfarrer, desto akzeptabler und lebendiger erscheint die Gemeinde. Auch da, wo der Pfarrer nicht alles machen kann, ist die entscheidende Frage, wie er andere motivieren, manchmal auch „einspannen“ kann, damit eine vermeintliche lebendige Gemeinde entsteht. Aber eine Gemeinde, in der viel los ist, ist noch keine lebendige christliche Gemeinde. Manchmal erscheint gar ein tüchtiger und aktiver Pfarrer als ein nicht unbeträchtliches Hindernis auf dem Weg zu einer lebendigen Gemeinde.

Wie können die vielen Begabungen, auch geistlichen Begabungen in einer Gemeinde geweckt werden? Wie kann die tiefsitzende Versorgungserwartung aufgebrochen werden zugunsten von Mitverantwortung und „Sich-Einbringen“? Wie kann ich als Pfarrer meine Verantwortung so wahrnehmen, daß sie die Verantwortung vieler in der Gemeinde einbezieht? Wie entsteht eine lebendige Gemeinde, deren Lebendigkeit nicht an der Menge der Aktivitäten und Angebote gemessen werden kann, sondern am Gelingen von Gemeinschaft, Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit – und daran, wie sehr Menschen sich in der Gemeinde und durch sie menschlich und im Glauben mitgetragen erfahren? – Dazu bedarf es der „Bekehrung“ auf beiden Seiten, beim Pfarrer wie bei der Gemeinde. Rollenverständnisse müssen verändert, Er-

wartungshaltungen und Versorgungsdenken aufgegeben werden. Ein schwieriger und langwieriger Prozeß, wie ich an mir selbst merke! Manchmal hilft die „Verweigerung“. Über ein Jahr gab es in unserer Gemeinde keine Mai- und Rosenkranzandachten – bis die ersten Proteste kamen. Muß ich als Pfarrer und einziger Priester in einer über 5000 Personen zählenden Gemeinde auch die Volksfrömmigkeit hochhalten? Meine „Verweigerung“ rief Leute auf den Plan, die seitdem mit Sorgfalt und Geschick diese Andachten vorbereiten und selbstständig durchführen. Sie verstehen es, viele verschiedene Gruppen in der Gemeinde zur gelegentlichen Übernahme und Gestaltung zu motivieren. So frage ich mich immer wieder, wieviel wohl in der Gemeinde nicht „zum Zuge kommt“ aufgrund der bestehenden Erwartungshaltungen in der Gemeinde oder aufgrund meines All- und Letztverantwortlichkeitsverständnisses. Aber ein verweigernder Pfarrer allein macht auch noch keine Gemeinde lebendig. Wie lerne ich es zu inspirieren, zu ermutigen, daß die Gemeindeglieder sich als wichtig und gefragt erleben und nicht nur als meine, des Pfarrers, Hilfskräfte bei der zu bewältigenden Arbeit? Wie schaffe ich es, daß Initiativen und Gruppen in der Gemeinde Raum finden nicht „durch Pfarrers Gnaden“, sondern in eigener Verantwortung und doch auch offen und ausgerichtet auf die Gemeinde? – Je länger ich Gemeindepfarrer bin, desto mehr spüre ich auch, daß eine lebendige Gemeinde nicht ohne ständige „Bekehrung“ des Pfarrers heranwächst.

2. Ein weiteres wichtiges Moment ist meine Sorge, nicht zu „ver-pfarrern“. Irgendwo las ich diesen Ausdruck, und ich verstehe darunter die Gefahr, in den auf mich zukommenden Verpflichtungen und Aufgaben einer traditionellen Gemeinde stecken zu bleiben bzw. darin aufzugehen. Wieviel gibt es nicht zu verwalten, von den zu vergebenden Plätzen auf dem Friedhof bis hin zu Erbauungsangelegenheiten! Für solche mit den Institutionen einer Gemeinde gegebene Aufgaben lassen sich noch relativ leicht Verantwortliche in der Gemeinde finden. Aber darüber hinaus wird ein Großteil meiner Zeit und Kraft in Anspruch genommen durch die

auf mich zukommenden Aufgaben, die mir einfach vorgegeben werden: im Zusammenhang mit Taufen, Sterbefällen, Sakramenten-Spendung, Gottesdiensten, Predigtvorbereitungen, Pfarrbüro und manchem mehr. Wenn ich all dies, was einfach auf mich zukommt, einigermaßen zu tun versuche und allen, die auf mich zukommen, einigermaßen gerecht zu werden versuche, bin ich schon ausgelastet. Ich muß manches schleifen lassen. Ich muß geistliche Funktionen „umverteilen“. So haben z. B. in unserer Gemeinde Kommunionhelfer die regelmäßigen Besuche bei den alten und kranken Gemeindegliedern übernommen. Sie bringen die hl. Kommunion ins Haus. Als Pfarrer mache ich gelegentlich Gesprächsbesuche. „Verpfarrern“ würde ich, wenn ich nur den „laufenden Betrieb“ aufrechterhalte. Als Pfarrer verstehe ich mich auch als „Wecker“. Dabei geht es nicht um vordergründige Aktivierung. Eine „aufgeweckte“ Gemeinde entsteht, wo der Umkehr- und Nachfolgeruf Jesu das herkömmliche Leben der Gemeinde und ihr Selbstverständnis „aufstört“, wo Einlassung und Auseinandersetzung mit dem Evangelium gesucht werden und sich ereignen. Wie kann der Ruf Jesu zur Armut, zur Solidarität, zum Engagement für Frieden in Gewaltfreiheit und Jesu Ruf zum Gebet über die Verbalisierung in Predigt und Katechese hinaus in einer Gemeinde wenigstens anfanghaft gelebt und bezeugt werden? Gruppen und Initiativen dieser Art bedürfen einer vorrangigen Unterstützung. Nicht zu „verpfarrern“ bedeutet auch, daß ich mich in meinen seelsorglichen Bemühungen nicht eingrenzen lasse auf den Kreis der „Mitmachenden“. Der „tägliche Andrang“ verführt dazu. Wie aber kann die Gemeinde sich öffnen – für die Teilidentifizierten in unserer Umgebung wie auch für die jungen Kirchen in der sogenannten Dritten Welt? Die Partnerschaften unserer Gemeinde zu einer armen Landgemeinde im Nordosten Brasiliens und zu einer Gemeinde im Osten Polens sind uns sehr wichtig geworden, nicht nur um der notwendigen Hilfeleistungen willen, sondern um der Öffnung, der Katholizität unserer eigenen Gemeinde willen.

Praxis

Charles Muller

Meine Erfahrungen in chilenischen Basisgemeinden

Längere Zeit vor seinem Tod sandte uns Karl Rahner einen Brief seines Freundes Charles Muller über seine Tätigkeit in Basisgemeinschaften von Santiago, und Rahner meinte, bestimmte Teile des Briefes wären wert, ins Deutsche übersetzt und abgedruckt zu werden. Wir veröffentlichen vor allem jene Teile des Briefes, die von neuen Wegen der Pastoral erzählen und aus denen deutlich wird, wie Glaube und Kirche auch in Menschen wieder Kraft gewinnen können, die ihnen völlig entfremdet waren. red

Sie erwarten wahrscheinlich von mir, daß ich über *die Situation in Chile* berichte. Die innere Lage des Landes läßt keine bedeutende Änderung erkennen, auch wenn sich politisch einiges zum Besseren zu wenden scheint. Das Problem von 700 Verschwundenen bleibt zwar eine schmerzliche Wunde im sozialen Gefüge, aber es gibt keine neuen Fälle mehr. Die Fälle von Folterung sind weniger häufig und werden nachdrücklich verurteilt. Was unverändert bleibt, ist die wirtschaftliche Lage, die teilweise auf die Weltrezession, aber teilweise auch auf die ultraliberale Wirtschaftspolitik unseres autoritären Regimes zurückzuführen ist, mit ihren Konsequenzen: schockierende Ungleichheiten, Arbeitslosigkeit, niedrige Gehälter, Betteln. Die gewerkschaftlichen Organisationen versuchen, mit Streiks Änderungen herbeizuführen. Gleichzeitig gibt es eine neue Jugend, die keine andere Sorge hat als zu studieren, Erfolg zu haben und sich zu unterhalten.

Die Beisetzung des ehemaligen Präsidenten Frei hatte zu machtvollen Kundgebungen gegen das Regime auf dem Platz vor der Kathedrale geführt. Morde an Gewerkschaftsführern und anderen Mitgliedern der Opposition, zum Teil durch die Ordnungspolizei